

Wie bitte?

Kinder können oft kein Deutsch mehr – aus der Landes- ist eine Problemsprache geworden

SEBASTIAN BRIELLMANN

In der deutschen Schweiz, so unterschiedlich sie sein mag, sollte zumindest die deutsche Sprache als Klammer dienen, die die Region als solche definiert. Doch diesen – eigentlich simplen – Befund kann man heute wohl nur noch in den Geschichtsbüchern nachlesen. Ein bedeutender Teil der Gesellschaft, der die Schweiz (künftig) prägen wird, ist der Landessprache zumindest nicht mehr mächtig: die Kinder.

Dieses Defizit akzentuiert sich seit Jahren und führt zu besorgt klingenden Schlagzeilen: «Wiederhole bitte»: wenn im Kindergarten nur eines von vier Kindern fließend Deutsch spricht» (NZZ). ««Niveau im Sinkflug»: Schulkinder haben immer mehr Mühe mit Deutsch» («Tages-Anzeiger»). Die Schwierigkeiten mit der Sprache haben gravierende Folgen. 25 Prozent aller 15-Jährigen gelten als leistungsschwach, wie die letzte Pisa-Studie aufgezeigt hat. Diese Jugendlichen sind kaum in der Lage, einfache Alltagstexte einzuordnen.

Selbst an den Universitäten, so klagen manche Professoren, könnten sich die Studenten nicht mehr genügend gut ausdrücken – was in Prüfungen zur Folge habe, dass oftmals gar nicht mehr klarwerde, ob die Antwort nun richtig oder falsch sei. Problemsprache Deutsch.

Inakzeptable Situation

Bereits wenn Kinder in den Kindergarten kommen, sind viele überfordert, weil sie der Sprache gar nicht (oder nicht genügend) mächtig sind. In Basel-Stadt sind es knapp 40 Prozent. Im Baselbiet ein Drittel. In Zürich ein Viertel, im ländlichen Thurgau ebenfalls. Zahlen der Universität Basel zeigen, dass 55 Prozent der Kinder in der Schweiz eine oder mehrere Fremdsprachen sprechen. Jedes fünfte redet daheim sogar nie oder nur selten Deutsch.

Dabei sieht die Schweizerische Eidgenossenschaft bürokratisch-nüchtern vor: «Die Kenntnis einer Landessprache ist eine Grundvoraussetzung für die erfolgreiche berufliche und soziale Integration.» Was selbstverständlich klingt, ist heute oft Wunschdenken. Im «Bildungsbericht Schweiz» steht geschrieben: Kinder, die fremdsprachig in den Kindergarten eintreten, haben im Schnitt tiefere Bildungsabschlüsse als diejenigen, die die Landessprache beherrschen.

Dass das keine akzeptable Situation ist, haben auch die Kantone und Gemeinden erkannt. Als Pionier gilt Basel-Stadt, was nicht verwundern kann. Die Basler Schüler sind zwar die teuersten gemäss Bundesamt für Statistik, aber auch die schlechtesten. Der Ausländeranteil im Stadtkanton ist hoch.

Grosser Förderbedarf

Das bewog den früheren Erziehungsdirektor Christoph Eymann zu einem einschneidenden Schritt: Wer als Kind kein Deutsch spricht, muss in die obligatorische Frühförderung. Der Kanton verschickt seit 2013 jedes Jahr an alle Haushalte mit kleinen Kindern, die eineinhalb Jahre später in den Kindergarten kommen, einen Fragebogen. Anhand der Antworten wird evaluiert, wer einen Förderbedarf hat.

Entwickelt worden ist dieses System vom Team von Alexander Grob, einem Psychologieprofessor an der Universität Basel. In diesem Jahr wird der Fragebogen in 466 von 1391 Gemeinden in der Deutschschweiz genutzt. Das Interesse lässt sich gut begründen. In den Untersuchungen, sperrig «Sprachstand-erhebung» genannt, zeigen sich durchaus ansprechende Verbesserungen. Grob sagt: «Die Frühförderung wirkt.»

Das ist, einerseits, eine richtige Feststellung, es bleiben, andererseits, auch viele Fragen offen. Das zeigt eine umfassende Analyse aus dem vergangenen Jahr, in der die Deutschkompetenz von über 23 000 Kindern untersucht wurde. Die Ergebnisse geben Anlass zur Sorge.



Nur noch vier von zehn Kindern reden daheim ausschliesslich Deutsch.

GAËTAN BALLY / KEYSTONE

Nur 43 Prozent der Kinder sprechen daheim ausschliesslich Deutsch – bei 37,5 Prozent kommt der deutschen Sprache eineinhalb Jahre vor dem Kindergarten Eintritt keine «vorrangige Bedeutung» zu. Wer mit einer anderen Sprache oder multilingual aufwächst, hat in 55 Prozent der Fälle einen Förderbedarf.

Insgesamt kann laut der Studie jedes dritte Kind mit zirka drei Jahren nur ungenügend Deutsch. Das bedeutet konkret, dass ein Kind den Schwellenwert eines gewissen Niveaus nicht erreicht. Diese Marke wurde anhand der Sprachfähigkeit von Muttersprachlern ermittelt. Bei diesen gelten 70 Prozent als durchschnittlich, 15 Prozent als besonders und 15 Prozent als unterdurchschnittlich begabt. Letztgenannte gelten als «sprachentwicklungsverzögert» – und bedürfen einer Förderung.

Migranten haben Mühe

Wenn Deutsch jedoch nicht die Muttersprache ist, brauchen 70 Prozent der Kinder eine Sprachförderung. Der allergrösste Teil dieser Kinder hat keine kognitiven Einschränkungen und anderweitigen Entwicklungsauffälligkeiten. Sie verstehen die Landessprache zu wenig – oder gar nicht. Weil sie kaum Berührung mit ihr haben.

Nicht gefördert wird, so sagt es Grob, wer Defizite hat, aber trotzdem dem Unterricht folgen kann – obschon Deutsch nicht die Muttersprache ist. Diese Kinder rutschen gerade noch so durch, sind also keineswegs exzellent. Immerhin: Die obligatorische Frühförderung bringt eine Verbesserung. Das konnte Grob in einer noch nicht veröffentlichten Studie nachweisen.

Untersucht wurde dabei das Deutschniveau, das 315 Kinder im Alter von drei Jahren haben – und welchen Fortschritt sie eineinhalb Jahre später vor dem Start des Kindergartens vorweisen können. Das Resultat ist eindrücklich. Starteten die Dreijährigen mit Förderbedarf im Durchschnitt bei einem Wert von 8,8 Punkten, lag er achtzehn Monate später bei durchschnittlich über 20 Punkten.

Alexander Grob sagt, dass dies ein «gutes Ergebnis» sei. Natürlich liege es immer noch unter dem Schwellenwert, «aber 53 Prozent der Kinder liegen nach einem Jahr darüber». Und gerade die ehemals Schwächsten machten die deutlichsten Fortschritte. Das sei, so vermutet Grob, auch der Grund, warum mittlerweile so viele Gemeinden mitmachen.

Die Frühförderung als Wundermittel hochzujazzen, das das Problem aus der

Welt schafft, wäre allerdings übertrieben. Dafür fehlen mehr belastbare Informationen. Zwei Beispiele: Erstens ist das Angebot nur in den Kantonen Basel-Stadt und Thurgau sowie in zwei weiteren Gemeinden (Saanen [BE], Grenchen [SO]) verpflichtend, wie Grobs Team mitteilt. In allen anderen Gemeinden ist die Frühförderung freiwillig. Ebenso unterscheidet sich stark, an wie vielen Halbtagen die Kinder überhaupt in den Deutschunterricht müssen. Grob kann deswegen noch nicht sagen, ob sich der Zwang auszahlt – und ob es sich noch mehr lohnt, wenn man Kinder beispielsweise drei statt nur zwei Halbtage verpflichtet, in die Frühförderung zu gehen.

Zweitens ist auch nicht klar, wie sehr die Fortschritte der für die Studie begleiteten Kinder alleine der Frühförderung zuzuschreiben sind. Grob hat nämlich auch belegen können, dass ein Besuch in einer Betreuungseinrichtung – einer Spielgruppe oder einer Kita – vor der eigentlichen Förderung die «Sprachentwicklung» massiv beschleunigt. Wer schon davor mehr als 16 Stunden in einer solchen Einrichtung war, kann mehr als doppelt so gut Deutsch wie jemand, der nur daheimblieb. 50 Prozent der Kinder, die eine Deutschförderung brauchen würden, waren in keiner Einrichtung.

Millionen für unklare Resultate

Das führt zu der Frage, wie sinnvoll es überhaupt ist, Millionen von Franken in ein System zu pumpen, dessen Erfolg nicht präzise messbar ist. Grob sagt zwar: «Es ist schon ein Erfolg, dass wir sagen können, dass die Frühförderung etwas nützt.» Aber das se-

hen nicht alle so. Bekannte Lehrer wie Alain Pichard zweifeln den Nutzen dieser Frühförderung an.

Auch Grob sagt, dass er gerne mehr Daten zur Verfügung hätte. Das ist jedoch auch eine politische Frage. Denn wenn ein Thema mit Migration zu tun hat, wird es schnell heikel. Grob hat beispielsweise belegt, was zwar logisch klingt, aber nie erwiesen war: Je mehr Eltern pro Quartier oder Bezirk nicht deutschsprachig sind, desto schlechter reden ihre Kinder Deutsch. Deshalb stellt sich die Frage, ob eine bessere Durchmischung hilfreich wäre.

Grob sagt: «Wir wissen es nicht, weil wir es nicht untersuchen können.» Dabei wären das die wichtigen Fragen, wie auch er sagt. Denn die Sprache ist für Grob «mitentscheidend», damit in der Schweiz nicht dasselbe passiert wie in Deutschland: «Wir sehen dort in Brennpunktschulen, etwa in Berlin, dass man mit Deutsch gar nicht erst anfangen muss.»

So weit ist es in der Schweiz noch nicht, aber Grob beobachtet, dass auch hier in Quartieren mit hohem Migrationsanteil oft eine ethnische Gruppe dominiert. «So haben die Kinder keinen Druck, Deutsch zu lernen, sie kommen gut mit ihrer Sprache durch.»

Quoten in den Quartieren?

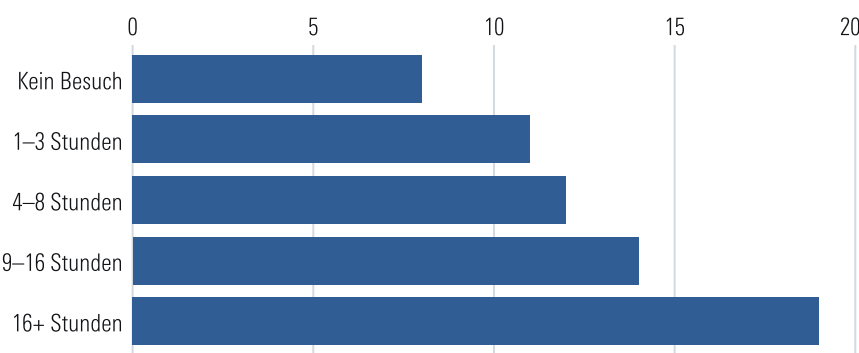
Und da beginnt das Problem. In der Schweiz gilt das frei wählbare Wohnrecht, man könne nicht einfach «umsiedeln», sagt Grob, «wir leben zum Glück nicht in stalinistischen Zeiten». Auf der anderen Seite nennt er Dänemark als Beispiel, das den Anteil an «nichtwestlichen Bewohnern» in Brennpunktquartieren gezielt senkt, also mit Zwang agiert. Er selbst könne sich dies vorstellen, sagt Grob, «mit Blick auf die Chancengerechtigkeit gegenüber Kindern». In der Politik sehe er dafür jedoch keine Mehrheiten. Dabei sei die Schweiz gar nicht so fair, wie viele meinen.

Ein Beispiel: In der Schweiz hat jedes Kind das Recht auf dieselbe Bildung. Gleichzeitig sei es erwiesen, sagt Grob, dass die Leistungen der Kinder in schlecht durchmischten Quartieren mit hohem Ausländeranteil geringer seien. «Eigentlich müsste man mehr in diese Bezirke investieren, dann entstünde allerdings eine neue Ungleichheit.» Diese müsse man, um des besten Resultats willen, jedoch in Kauf nehmen. Grob hat auch eine Idee: Er würde gerne für die Deutschschweiz ein System implementieren, das aufzeigt, welche Gemeinden für wie viele Kinder eine Frühförderung benötigen.

In Abhängigkeit vom ausgewiesenen Bedarf sollten Fördergelder auf Gemeindeebene investiert werden – ähnlich dem Modell des Lastenausgleichs, sagt Grob, «so könnten wir evidenzbasiert Ressourcen zielführend einsetzen. Als sinnvolle Präventivmassnahme, bevor soziale Probleme entstehen.» Damit es nicht, wie in anderen Ländern, zu Ghettobildungen kommt. Und die Sprache wieder das ist, was sie sein sollte: eine Klammer für eine (zunehmend) heterogene Gesellschaft.

Je mehr Betreuung, desto besser das Deutschniveau

Die Kenntnisse steigen in allen Kantonen, wenn die Kinder eine Spielgruppe oder eine Kita besuchen (in Punkten)



Der Schwellenwert für ausreichende Deutschkenntnisse liegt bei 21,5 Punkten

QUELLE: SPRACHSTANDERHEBUNG 2025 / UNIVERSITÄT BASEL

NZZ / sb.